

Panel „Erfahrungsweisen von Elternschaft“

Moderatorin: Clara Eidt, Hochschule Merseburg

Unter anderen Umständen. Queere Perspektiven auf Schwangerschaft

Magdalena Müssig, Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder)

Schwangerschaften sind (noch) grundlegend für die Reproduktion von Gesellschaften. Trotz dieser immensen sozialen Bedeutung werden sie – in der Wissenschaft und im Alltag – meist als rein biologische Vorgänge verhandelt, nicht auch als soziale Tatsachen.

Doch Schwangerschaften sind körperliche Prozesse, in die gesellschaftliche Machtstrukturen eingeschrieben sind und über die Zweigeschlechtlichkeit, Heterosexualität, Patriarchat und Familismus reproduziert werden. Wer wie und mit wem schwanger werden soll und darf, ist streng reglementiert: Schwangerschaften sollen in heterosexuellen, liebesromantischen, monogamen Beziehungen stattfinden. Während der Schwangerschaft wird die geschlechtliche Aufgabenteilung ausdifferenziert, Frauen werden für Reproduktions- und Sorgearbeiten zuständig gemacht. Schwangerschaft und Weiblichkeit sind untrennbar miteinander verknüpft; Schwangerschaften, die nicht in Frauen stattfinden, undenkbar.

Die Studie „Unter anderen Umständen: Queere Perspektiven auf Schwangerschaft“, eine kulturwissenschaftliche Masterarbeit, spürt diesen Normierungen nach, indem die Erfahrungen der Anderen, der Normbrechenden, *der Queeren*, in den Mittelpunkt gerückt werden. Die Geschichten queerer Schwangerer – nacherzählt anhand von fünf narrativen Interviews – stehen im Fokus der Analyse: Welche Erfahrungen machen Personen, die außerhalb der cisgeschlechtlichen und/oder heterosexuellen Norm schwanger sind? Wie schreiben sich Normierungen von Schwangerschaft in ihre Lebensrealitäten, Beziehungen und Körper ein?

Die Studie legt dar, wie queere Schwangere mit Normierungen von Schwangerschaft umgehen, die (nicht nur) queere Lebensentwürfe marginalisieren. Der Fokus auf *die anderen Schwangeren* ermöglicht, Schwanger- und Elternschaft abseits der heteronormativen Kleinfamilie zu denken und von naturalistischen Vorstellungen von Verwandtschaft zu entkoppeln. Es wird deutlich, wie queere Schwangere gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen ins Wanken bringen, tradiertes Wissen über Reproduktion, Zweigeschlechtlichkeit und Sexualität verunsichern, medizinische und staatliche Institutionen herausfordern und damit Schwangerschaft queeren.

Elternschaft für Frauen – soziale Isolation durch Mutterschaft in der Elternzeit

Lilia Nester, Georg-August-Universität Göttingen

Dieser Beitrag im Rahmen einer empirischen Masterarbeit untersucht das Thema „Elternschaft für Frauen – soziale Isolation durch Mutterschaft in der Elternzeit“. Die Arbeit untersucht die Art und Weise sowie die Ursachen für den Umgang mit Sorgearbeit aus der Perspektive der Frauen nach Beginn der Mutterschaft. Sozial und örtlich isoliert übernimmt eine Person – meistens die Frau – den wesentlichen Teil der Verantwortung in Bezug auf die Sorgearbeit. Dies steht im Widerspruch zu sonstigen

menschlichen Lebensweisen in Gemeinschaften zu interagieren. Im Zentrum der Untersuchung steht das erste Jahr nach der Geburt, weil diese Zeit den größten Kontrast zum Leben vor einer Familiengründung darstellt und vor allem in Deutschland eine einjährige Elternzeit vorwiegend von Frauen praktiziert wird. Mit Hilfe der Erhebungsmethode der qualitativen Intensivinterviews sowie einer Tagebuchführung der interviewten Mütter sechs bis zwölf Monate postpartum werden Erfahrungen und Orte aus der Sicht der Frauen in ihren persönlichen Lebensumständen nachgezeichnet und diese im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und sozioökonomischen Rahmenbedingungen interpretativ analysiert. Eine der Hauptthesen der Arbeit ist, dass Frauen durch Mutterschaft in die soziale Isolation sowie die dazugehörige Alleinverantwortung für Sorgearbeit geraten und damit gleichzeitig in die Falle des privaten Raums abgedrängt werden. Somit bleibt das Problem unsichtbar und unangreifbar, denn auf Grund von strukturellen Rahmenbedingungen befinden sich diese Frauen in einer handlungsunfähigen Position. Eines der Ziele dieser Arbeit ist es gesellschaftliche Schieflagen und deren Ursachen im Kontext von Sorgearbeit am Beispiel von Isolation durch Mutterschaft zu beleuchten. Dabei spielen unter anderem die gelebten Familienformen, Heterosexualität, naturalistische Ideale, das ökonomische System, der Mangel an sozialen Netzwerken sowie Kommunikationsstrukturen eine Rolle.

Persönliche Fürsorge für Kinder jenseits leiblicher Vaterschaft

*Anna Buschmeyer, Deutsches Jugendinstitut e.V. München
Waltraud Cornelißen*

Das wissenschaftliche Interesse an ‚neuer Vaterschaft‘ konzentriert sich bisher auf das Engagement *leiblicher* Väter. Dieser Fokus ergab sich vermutlich aus der auch in der Forschung oft unreflektierten Zentrierung auf die heteronormative, durch biologische Abstammung konstituierte Zwei-Eltern- Kleinfamilie. Dieser Fokus lässt sich gleichstellungspolitisch als Interesse daran begründen, ob und wie leibliche Väter, die rechtliche Pflicht zur elterlichen Sorge für ‚ihre‘ Kinder verstehen und leben, nur als *Breadwinner* oder auch als *Carer*. Gleichzeitig bilden eine wachsende Zahl vielfältiger Familienkonstellationen auch zunehmend neue Mann-Kind-Sorgekonfigurationen aus. Sei es zum Beispiel als neuer Partner der Mutter, als Ex-Mann, engagierter Freund oder Co-Vater.

Wir wollen in unserem Vortrag gezielt der Frage nachgehen, wie und in welchen diskursiven und situativen Kontexten Männer in persönliche Fürsorgekonfigurationen für Kinder hineinwachsen, *ohne deren leibliche Väter zu sein*.

Für unsere Exploration nutzen wir biografische Erzählungen, die im Rahmen einer qualitativen DFG-Studie entstanden, die sich mit den Wegen in die *leibliche* Elternschaft befasste. Dort fanden wir *beiläufig* vier Erzählstränge zur Genese nicht leiblich konstituierter Fürsorgekonfigurationen von Männern – solche, die eng an die intime Beziehung zur Mutter der Kinder geknüpft waren, aber auch andere.

Die Männer bezeichnen sich als Väter, Ersatzväter, Onkel oder Patenonkel, was ihre enge Beziehung zu den Kindern verdeutlichen soll. Gleichzeitig haben sie anders als leibliche Väter keine Unterhalts- und sonstige -Pflichten. Die Freiwilligkeit scheint für manche Männer den Charme dieser Fürsorgekonstellationen auszumachen. Gleichzeitig sind sie auf deren Dauerhaftigkeit bedacht.

Selbstpositionierung transstaatlich agierender Mütter im Spannungsfeld der öffentlichen Meinung

Diana Dreßler, Justus-Liebig-Universität Gießen

Die transstaatlich agierende Familie, in der die Familienmitglieder aufgrund von Migration in unterschiedlichen Staaten leben, hat in den letzten Jahrzehnten praktisch an Bedeutung gewonnen und damit auch die Anzahl der Mütter, die ihre Kinder aus der Ferne erziehen. Da jedoch die physische Anwesenheit oder zumindest mögliche Verfügbarkeit als eine der wichtigsten traditionellen Anforderungen an die „gute“ Mutter gesehen werden, werden aus Sicht der öffentlichen Meinung die Voraussetzungen „guter“ Mutterschaft von transstaatlich agierenden Müttern insbesondere durch die körperliche Abwesenheit nicht erfüllt. Sogar wenn die ökonomische Grundversorgung der Kinder von der Migration abhängt, wird die Migration der Mutter als sehr kritisch angesehen. Politische Debatten, aber auch wissenschaftliche Veröffentlichungen betonen mögliche negative Folgen für die daheimgebliebenen Kinder, die von Schulproblemen bis zu Suizid reichen. Mütter, die sich entschließen ihre Kinder unter der Pflege anderer Familienmitglieder zu belassen und sich in erster Linie der ökonomischen Versorgung zu widmen, befinden sich dadurch in Hinblick auf „gute“ Mutterschaft in einer nahezu ständigen Aushandlung und Rechtfertigung. Sie müssen sich innerhalb des Spannungsfelds der öffentlichen Meinung positionieren, welches migrierende Mütter entweder als egoistische „Rabenmütter“ oder zunehmend auch als sich aufopfernde Heldinnen bezeichnet, sie jedoch immer in der Hauptverantwortung für die biologischen Kinder sieht. Medien spielen in diesem Prozess eine zentrale Rolle und ermöglichen es den Müttern aus der Ferne zu erziehen und am Leben der Kinder teilhaben zu können. Meine ethnografisch erhobenen Daten in Feldforschungen in Spanien und Ecuador deuten darauf hin, dass transstaatlich agierende Mütter die Hauptverantwortung für Erziehung in Hinblick auf die tradierten Aufgaben beibehalten. Dadurch können sie sich trotz der physischen Distanz als „gute“ Mutter positionieren und mittels Displaying (Finch 2017) die Debatte um „gute“ Mutterschaft beeinflussen und die physische Anwesenheit nicht als zentrale Anforderung von Mutterschaft zu definieren. Anhand von narrativen Interviews und teilnehmender Beobachtung zeige ich die Ausübung, Darstellung und Positionierung transstaatlicher Mutterschaft auf und gehe der Frage nach, welche Rolle Mutterleitbilder in diesem Kontext spielen.